

Erinnerungen Teil 3 von Klaus Freund

an Mudenbacher „Ureinwohner“ in der 50er/60er Jahren aus der Sicht eines Stadtkindes

Also, damit ging's ja mal los: An einem der ersten Tage in diesem sehr schönen Ort bei diesen sehr netten Menschen (die allerdings auch sehr seltsam sprachen) unterhielt mein Vater sich, vor dem Postamt stehend, mit einem außergewöhnlich netten alterslosen Herrn. Thema: wasweißichdennoch. Atmosphäre: heimelig. Mir als damals Vierjährigem fiel auf, dass da ein mir völlig fremder Mensch auf eine sehr angenehme Art auf uns zu kam. Auch mit mir hatte er einige altersgemäße, freundliche Bemerkungen gewechselt.

„Papa, woher kennst Du den?“ wollte ich wissen, als wir allein die wenigen Schritte zur Linde zurück gingen.- „Den Herrn Schmidt habe ich, wie Du, eben zum ersten Mal gesehen“ war die überraschende Antwort. „Kann nicht sein“ zweifelte ich. „Ihr habt Euch doch ganz viel erzählt.“ – „Woher soll ich den denn kennen? Ich bin doch auch zum ersten Mal hier. Vom Onkel Heinz wusste ich nur, dass er der Bürgermeister von Mudenbach ist.“

Ja, hast Du Töne? Der Bürgermeister persönlich hat mit uns geredet!!! In unserer Heimatstadt Wuppertal hatte mein Großvater mir kürzlich erst den dortigen Oberbürgermeister Hermann Herberts gezeigt. Ein würdiger Glatzenträger im Großvateralter (ca. 60 J.) mit schwerer Amtskette über dem dreiteiligen Anzug. Opa hatte mir die Bedeutung dieser Insignien zu erklären versucht. Bei mir war nur angekommen: O-ber-wich-tig!

Und so ein o-ber-wich-ti-ger Mensch, der dazu viel jünger zu sein schien (voller Haarschopf, blond?) der redete hier auf der Straße ganz locker mit uns. Ich gab meiner Verwunderung darüber wohl so häufig Ausdruck, dass bei uns daheim eine Zeit lang der Werbeslogan „Mudenbach - Hier begrüßt Sie der Bürgermeister persönlich!“ im Schwange war.

Ich habe Herrn Schmidt ja noch einige Jahre immer wieder gesehen. Seine gleichbleibende Freundlichkeit mir gegenüber hat mich beeindruckt.

Erstmals erlebte ich überdies einen amtlichen Ausrufer. Nach meiner Erinnerung ein sehr drahtiger älterer Zeitgenosse mit einem – pardon – etwas zerzausten Schnauzbart, der mit Fahrrad oder Moped unterwegs war, in Abständen anhielt, eine recht große Handglocke schwang – und Unverständliches rief. Für mich zumindest. Da fand ich nun wieder die Wuppertaler Lösung die bessere: Da schrieben sie alles Wichtige in die Zeitung. Gab's hier vielleicht noch nicht. Der Rufer des Herrn war, soweit ich mich erinnere, im Umfeld der Bäckerei in der Gartenstr. zu Hause, gar der Bäcker selbst?

Auf dem Weg zum (Profi-)Bäcker lag das Backes, in dem Lina und Gustav Christian, unterstützt von Mino, regelmäßig riesige Brote buken. Da wurden die Teigportionen geschleppt und in den schon vorgeheizten gemauerten Backofen geschoben. Dieser Duft!!! Wäre es nicht so warm dort gewesen, wäre ich geblieben, bis das erste Stück zum Kosten aus der Hitze kam. So gab es halt am Abend das Brot, das immer noch frisch, warm und knusprig war.

Den Duft frischen Brotes kannte ich natürlich von daheim und auch den Geschmack. Doch hier war das was völlig anderes: ich hatte die Teiglaike gesehen, beobachtet, wie sie in den Ofen geschoben wurden, den Duft der Backstube eingeatmet. Und der hatte sich festgesetzt in meiner Nase für den Rest des Tages. Die „alten Christians“ hatten am Abend meine grenzenlose Bewunderung, denn die hatten dieses wohlschmeckende Brot eigenhändig hergestellt!

Die eben erwähnte Mino half nicht nur beim Brotbacken. Ihre Rolle, ihr Status in meinen Augen: Irgendein Familienmitglied, das morgens, mittags und abends da war und irgendwie alles konnte - Putzen, fegen, schleppen, Tiere füttern, Eine kleine, zähe, Frau, die wir Kinder oft neckten. Und diese gute Seele machte gute Miene zu unserem manchmal frechen Schabernack. Sie lachte und neckte zurück.

Dass sie möglicherweise gar nicht zur Familie gehören könnte, kam mir nicht in den Sinn. Hausangestellte kannte ich nicht.

Außerdem war das im Hause Christian für mich eine einzige große Familie; alle waren per Du miteinander, gingen aus und ein, saßen zu den Mahlzeiten gemeinsam am Tisch. Auch das kannte ich eben nur von Familien.

Neben Mino waren da nach meiner Erinnerung noch (Krupps) Else und Elfriede von Gegenüber als Luises ständige Helferinnen in der Küche. Else als Schwägerin gehörte tatsächlich zum „Clan“ und Elfriede reihte ich da, wie Mino, gedanklich nahtlos mit ein. Sie führte auf der anderen Straßenseite eine Sparkassenfiliale. Beim Niederschreiben fällt mir auf, dass sie, diese große schlanke, in meinen Augen elegante Frau für mich immer noch (Familien-) namenlos ist und der Adelstitel ein Hilfskonstrukt.

Else und Elfriede, zwei Frauen, die mit Luise gemeinsam die Küche „schmissen“, in Töpfen von mir bisher unbekanntem Ausmaß all' das leckere, jeglicher Diät unverdächtige, Essen zubereiteten. Ich weiß nicht, wen ich übersehen habe damals und wem ich damit jetzt Unrecht tue, aber die drei waren für mich die starken Frauen, die bei allem, was mit Verpflegung zusammenhing, das Sagen hatten. Die respektierte ich auch uneingeschränkt.

Ja, die Verpflegung in Mudendach, bei den Christians, bei den Schneiders! Man hätte dort manches befürchten können, doch auch dem Ängstlichsten musste klar sein: Verhungern undenkbar!

Irgendwann, nach zwei, drei Sommerurlauben fuhr mein Vater nach den obligatorischen zwei Wochen nach Hause – die Arbeit rief – und Mutter und ich blieben noch. Wir saßen dann auch wie selbstverständlich am gemeinsamen Familientisch. Gustav, Lina, Heinz, Luise, Ingrid, Mino, meine Mutter und ich, manchmal noch ein Besucher dazu – solche Tafeln gab es bei uns daheim zu Geburtstagsfeiern. Hier war das Alltag, nicht immer dreimal täglich, doch zumindest für mittags habe ich die volle Besetzung in Erinnerung .

Natürlich klingelte während der Mahlzeiten immer mal das Telefon. „Kroppach zwoachtvier“ war die Meldeformel. „Wie bei Lassie im Fernsehen“, dachte ich. „Da melden sie sich auch nie mit Namen.“

Natürlich schneite fast regelmäßig ein Gast herein, der „mo grad 'n Bier“ oder „mo grad drei Stumpen“ orderte.

Natürlich kam irgendein Nachbar, der „grad mo“ dringend eine Auskunft, ein Werkzeug, was immer auch benötigte. Oder jemand kam in die Wohnküche, lehnte sich an den Türrahmen, hielt einen Schwatz und verschwand wieder.

Jeder wurde freundlich begrüßt, versorgt, freundlich verabschiedet, keine Störung als Störung gewertet. Meine Mutter sagte später oft: „Das hätte ich auf Dauer nicht ausgehalten. Die Christians hatten ja nie ihre Ruhe.“ Ich hingegen fand das großartig. Hier war immer was los.

Morgens saß Heinz da und frühstückte, war mal heiter, mal in sich gekehrt und hatte – was mir als Stöpsel nie so klar war – schon fast einen halben Arbeitstag hinter sich. Stall ausmisten, Kühe melken, Frischmilch versorgen, Kannen auf den Tisch am Straßenrand zum Abholen bereitstellen. Bei dem Pensum vor dem Frühstück muss niemand joggen oder zu McFit. Irgendwann wurde mir

das klar und meine Achtung vor dem Mann stieg. Zumal er am Abend vorher, der häufig ein Morgen war, erst spät die Wirtschaft geschlossen hatte.

Mit einem, in meiner Erinnerung besonders kleinen, Besteck saß Heinz am Tisch, strich ordentlich Butter aufs kräftige Brot, legte reichlich „Schönken“ (O-Ton Ingrid) auf und ließ es sich schmecken. Wenn ich an ihn denke, sehe ich ihn mit seinem Gäbelchen Bratkartoffeln aufpicken. Tick tick tick tack – nach drei Versuchen war der vierte ein Treffer. Bis der Teller leer war.

Vielleicht war er deshalb zeitlebens so beneidenswert schlank...

Ich habe oft zugehört, wenn Vater und Heinz miteinander redeten. Natürlich über die Landwirtschaft. Aber auch über Politik und über Gott und die Welt. Ein informierter Mann, der sich auszudrücken wusste, den ich nie laut erlebt habe, der mir ausdauernd mit Respekt von seinem Schwager Alfred erzählen konnte. – Ein feiner Mann ist der Begriff, der mir zu ihm immer wieder einfällt.

Im August 1961, wahrscheinlich in der Woche nach dem Dreizehnten, redeten die beiden auch miteinander. Wir standen am Milchkantentisch gegenüber dem Postamt und Thema war der gerade erfolgte Mauerbau in Berlin. „Stell’ Dir vor,“ sagte mein Vater, „Du guckst morgens aus dem Haus und da“ – Fingerzeig zum Schulgebäude – „steht ’ne Mauer. Und Deinem Bruder und Deinen Schwiegereltern kannst Du nur noch zuwinken“ – „Und Du kämest auch nicht mehr nach Hause“ ergänzte Heinz.

Wie das Gespräch weiterging, weiß ich nicht. Ich hatte ab sofort ein Schreckensbild: Mauer durch Mudenbach. So schön es hier auch war, so wohl ich mich fühlte - daheim waren meine Großeltern, meine Freunde... Bestimmt drei Tage lang lugte ich morgens vorsichtig die Straße hinauf. Keine Spur von Mauer, gottlob. Dann allmählich legte sich die Furcht.

Dass ich Luise als ausgesprochen herzliche und gastfreundliche Frau erlebt habe, ist kein Wunder, denn ich durfte auch ihre Mutter erleben. Luise war zu Kinderzeiten tatsächlich so etwas wie eine Tante für mich. Wenn ich etwas sagte oder tat, was ihr nicht gefiel, bekam ich eine klare Ansage, hart aber herzlich! Und auch ansonsten wurde ich behandelt „wie Kind im Haus“.

Ingrid und ich waren von Beginn an ein Herz und eine Seele. Das zeigen die Bilder von uns auf Heinz’ kleinem Deutz. Irgendwann einmal fuhr Ingrid mit uns für eine Woche nach Wuppertal, das Landkind kam in die Stadt. Und sprach danach immer von der Schwebelbahn, mit der sie gefahren sei. (Das „I“ fügtest Du garantiert ein, um mich zu ärgern, Ingrid, oder? Es gelang Dir jedenfalls.)

Einige Jahre lang verband uns eine Kinderfreundschaft, die immer wieder aufflammte, wenn wir uns sahen. Herumgealbert haben wir teilweise bis an die Grenze dessen, was die Erwachsenen ertragen. Eine Zeit lang amüsierten wir uns über die ausgeprägt großen Nasenlöcher, die wir bei einem Gast beobachtet hatten. Wir spekulierten oft und lange darüber, wie dieser Mensch dazu gekommen sein mochte. Vom schlichten Nasenbohren mit Zeigefingern konnten sich diese Öffnungen nicht so entwickelt haben.

Unsere Phantasien, mit welchen Geräten er wohl seine Gesichtszierde bearbeitet hatte, schossen ins Kraut. Unpassend war, dass wir die „besten Ideen“ beim Essen hatten und dann mit vollem Mund vor Lachen losprusteten. Einmal hatte mein Vater die „letzte Warnung“ gerade ausgesprochen, als Ingrid außerhalb seines Blickfeldes noch einmal die Nasenflügel blähte, was bei mir einen Lachanfall auslöste. In dessen Folge zerstäubte ich den Bissen Rührei in meinem Mund mehr oder minder großflächig über den Abendbrottisch. Die Ohrfeige meines Erzeugers hatte ich freilich noch vor der Landung des „Staubes“.

Die Oma Schneider, deren Vorname mir partout nicht einfällt, „durfte ich erleben“. Ich wähle diese

Formulierung bewusst. Eine kerzengerade, freundliche, gütige Frau, bei der ich als Knirps genauso gut aufgehoben war wie ihr Enkel Werner, mein Mudenbacher Spezi in Kindertagen. Keine Abreise im Übrigen aus Mudenbach, ohne dass sie Otto oder Alfred anwies, „einen Sack“ (Kartoffeln) in unserem Auto zu verstauen. Worauf mein Vater noch mit einer Wurstkonserve und ich mit einem Glas Marmelade bedacht wurden. „Dat esst Ihr doch so gern!“ war die Begründung, die liebevoll vorgetragen keinen Widerspruch duldete.

Vor Otto Schneider hatte ich mehr als Respekt, vor dem hatte ich Bammel. Zu ihm habe ich auch nie Kontakt gesucht. Er war mir – verzeih mir, Otto, auf Deiner Wolke! – zu barsch. Wobei meine Eltern ihn stets als äußerst angenehmen Menschen gelobt haben. Sie kannten ihn besser als ich.

Alfred war Alfred. Das Foto 15 in Teil 2 der „Heims-Chronik“, mit Werner am 1500er VW lehrend, zeigt ihn, wie er für mich war. Lässig den Ellbogen am Autodach, Standbein und Spielbein, Zigarette in der Linken, Blick gern spöttisch-belustigt. Fehlt noch der nach oben gezogene Mundwinkel, der signalisiert „Saach Do mir net, wat die Botter kost“!

Für mich damals ein Tausendsassa: Landwirt, irgendwann mal Busfahrer „beim Meutsch“, dann bei einer Forstbehörde im Außendienst (?), kannte alle Autobahnen Deutschlands mit Vor- und Zunamen und vermittelte mir den Eindruck, sowieso alles und jeden zu kennen.

Dazu war er ein großzügiger Mensch. Ich beneidete meinen Freund Werner darum, dass er – wie fast alle Jungs auf dem Land – eher Traktor fahren konnte als Lesen und Schreiben. Und ich wär doch auch so gern... . War ich acht oder neun oder zehn? Keine Ahnung. Wir waren – Alfred, seine Mutter, Else, Werner und ich - mit dem Schlepper irgendwo. Wo? Auch keine Ahnung mehr.

Aber: Als zur Rückfahrt die Frauen auf der Pritsche hinten Platz genommen hatten, Werner und ich die Sitze rechts und links auf den Kotflügeln erklommen, vernahm ich Alfreds Stimme: „Und zurück fährt uns jetzt der Klaus!“ – „Alfred!“ rief die Oma. „Mach kein´ Unsinn!“ – „Ach wat“ Mundwinkel hoch. „Der macht dat schon. Los Junge!“ Sprach´s, stellte sich auf die Pritsche hinter den Fahrersitz und überließ diesen mir.

Was das für mich Stadtkind, für mich Motornarren bedeutete ist nicht beschreibbar. Der Motor lief schon, alles war gerichtet, ich musste nur noch den Gang einlegen und losfahren. War theoretisch alles problemlos. Nur praktisch vergaß ich in der Aufregung, die Kupplung zu treten.

Nach dem Motto „Schalten ist kein Geheimnis, darf jeder hören“ krachte das Getriebe, der Deutz (F1, 11 PS?) machte einen anmutigen Satz, der Motor erstarb, von der Pritsche fiel gottlob nur Werkzeug herab. Allerdings ertönte aus Omas Mund ein derartig eindeutiges „Al-fred!!!“, dass der vorsichtshalber keinen weiteren Versuch der fahrerischen Unterweisung des Stadtkindes unternahm. Außerdem wirkte er einigermäßen verdattert ob meiner unglaublichen Dusseligkeit. Mein erstes Fahrerlebnis – grandios gescheitert und unvergesslich. Danke, Alfred!

Bei einem Besuch in Wuppertal im Frühjahr 1973 – ich hatte eben meinen Führerschein – drückte er mir den Schlüssel seines Ford 12m in die Hand und bestand darauf, dass ich ihn jetzt durch meine Heimatstadt kutscherte. Erstmals ein Auto mit Lenkradschaltung! Wieder war ich leicht nervös, doch nach einigen hundert Metern kam vom Beifahrersitz ein zufriedenes halblautes: „Siehste, geht doch.“ – Ob er auch noch an den ersten Versuch von vor 10 Jahren gedacht hat? Hätte ich ihn mal gefragt!

Im Sommer 1981 – so meine Erinnerung – traf ich ihn zum letzten Mal. Ich gab gerade ein berufliches „Gastspiel“ in Bonn, erzählte ihm davon und Alfred berichtete, dass er einen chronisch kranken Menschen regelmäßig zu einer Behandlung dorthin fahre. „Wo arbeitst´ Du dann?“ – „Am

Berta-von-Suttner-Platz.“ – „Kennen ich. Ich besuchen Dich nächst' Mol!“

Ich habe schneller als geplant meinen Arbeitsplatz gewechselt und so kamen wir nicht mehr zusammen.

Eine Zeit lang haben Werner und ich zusammengehockt, sobald ich in Mudenbach war. Mit den Rädern durch Felder und Wälder toben, Fußballspielen (bei beiden schlug die Begeisterung das Talent um Längen!) und stundenlang Bauernskat kloppen. Das war besonders, während Werner einen Gips an der Rechten trug: besonders spaßig für uns, wenn er bei JEDER Karte den Gips auf den Tisch knallte, besonders nervig für Luise, in deren Gastraum das stattfand. Irgendwann hat sie uns - berechtigterweise – rausgejagt.

An eine andere „besondere Phase“ erinnere ich mich, in der wir beide darin wetteiferten, die Spieler des gerade aktuellen Fußballbildersammelalbums auswendig zu lernen. In der Reihenfolge ihres Erscheinens in dem Album. Werner war mir voraus, er hatte einiges an Vorsprung. Allerdings arbeitete er auch mit – sorry, Werner! – unläuteren Mitteln: Er sagte die Mannschaftsaufstellungen praktisch rund um die Uhr laut auf.

Das ging so weit, dass er eines Tages zu Luise statt „Guten Tag“ „Horst Schnoor, Erhard Schwerin, ...“ sagte, doch noch ehe Jürgen Kurbjuhn Erwähnung finden konnte, hob Luise die Hand. „Seit der alt wieder dat Foßballbooch op!“ schnaubte sie und brach dann in Lachen aus, weil wir beide reflexartig Deckung gesucht hatten. „Ihr Leit, Ihr Künner“ murmelnd verschwand sie. Vielleicht mochte sie den HSV nicht.

Wie unser Wettbewerb ausgegangen ist? Keine Ahnung. Wahrscheinlich unentschieden, weil die Schulfreien plötzlich zu Ende waren.

Unter den Gästen der Linde gab es auch einige bemerkenswerte. Ich erinnere mich eines damals schon sehr betagten Herrn von zierlicher Statur und schlurfendem Gang – ein ehemaliger Schneider? – der am Tresen stehend sein Hachenburger trank. Er pflegte nach jedem Schluck sorgfältige Kaubewegungen zu machen. Was, laut Ingrid, einen anderen Gast zu der besorgten Frage veranlasste: „Habt Ihr hier Knochen im Bier?“

Bewusst in der Linde gesehen habe ich ihn nie, weiß aus den Erzählungen meines Vaters aber, dass er bei der Kirmes immer da war: Heinrich! Auf einigen Fotos innerhalb dieser Webseite habe ich ihn entdeckt. Auch er ist in meinen Augen einzigartig gewesen und gehört wegen seiner stets gleichbleibend freundlichen Art zu den Menschen, die mir Mudenbach in so angenehmer Erinnerung sein lassen.

Kindern gegenüber habe ich ihn sogar immer fröhlich wahrgenommen. Bei jeder Begegnung, meist von seinem Traktor herunter, ein nettes Wort, ein Scherz, ein Flachs.

Nach den Erzählungen meines Vaters kontrollierte Heinrich zu Kirmeszeiten den Zugang zum (Tanz)Saal. Er ließ wohl munter Menschen hinein, obwohl der Saal schon „ausverkauft“, sprich: gesteckt voll war.

Auf den Hinweis: „Heinrich der Saal ist voll! Mir han kee Platz mie!“ soll er seelenruhig, den obligatorischen Stumpen im Mundwinkel, geantwortet: „Die wollen alle tanzen und brauchen keine Sitzplätze!“ und dabei das nächste Tanzpaar eingelassen haben.

Ich habe mich beim Aufschreiben meiner Mudenbach-Memoiren schwer gezügelt und so sind es fast 10 Seiten geworden. Ungezügelt wäre eventuell die doppelte Menge entstanden.

Viel Persönliches ist mir eingefallen, und ich habe mehrfach überlegt, ob meine alten Deutschlehrer vielleicht „Thema verfehlt“ an den Rand geschrieben hätten.

Erinnerungen an Rom würden von antiken Bauwerken bestimmt, bei Athen wäre es wohl ähnlich. San Franciscos Nachwirkungen wären geprägt vom Bay District und der Golden Gate Bridge und bei New York wären es der Central Park, Manhattan, Harlem,... .

Natürlich gab es Ausflüge an die Westerwälder Seenplatte, ins Freibad Höchstenbach, zum Kloster Marienstatt, nach Kroppach und Hachenburg, doch meine Erinnerungen an Mudenbach, ein Dorf im Westerwald, sind fast ausschließlich beeinflusst von Begegnungen mit Menschen. Einige habe ich geschildert; wahrscheinlich waren sie die wesentlichsten für mich.

Hier enden vorerst die Erinnerungen von Klaus Freund an Mudenbach

Veröffentlicht im Januar 2017 von
Rainer Thiel